

Die Huaqueros

Gustav Feichtinger

Inhaltsverzeichnis

Die beiden Schrumpfköpfe.....	3
Die Stele aus dem Hängegrab.....	7
Der Coup.....	10
Der Traum von El Dorado.....	15
Donner über den Kordilleren.....	19
In der Mühle des Schreckens.....	28
Am Vorabend der Ewigkeit.....	36
„Die Rache ist mein ...“.....	40

Die beiden Schrumpfköpfe

Der Gringo war zeitig am Morgen in Iquitos angekommen. Die Reise von Tabatinga nach Peru war beschwerlich gewesen. Der Rio Solimoes, wie der Oberlauf des Amazonas genannt wird, führte Hochwasser. Ein Maschinenschaden am Flußdampfer hielt diesen auf halber Strecke zwei Tage und Nächte fest. Und die Nächte im Schlafsaal unter Deck waren stickig schwül, sodass der Gringo froh war, endlich in Iquitos von Bord gehen zu können.

Naher der Anlegestelle herrschte Markt. Neben Fischen, Früchten und anderen Lebensmitteln, boten Indios auch verschiedene Utensilien für Touristen an, wie Federschmuck, geschnitzte Figuren, kleine Trommeln und andere Musikinstrumente. Der Gringo war müde und wollte eigentlich rasch ein Hotel erreichen, in dem er wieder richtig ausschlagen konnte.

Da zupfte in jemand am Ärmel. Als er sich umwandte, erblickte er einen in Lumpen gehüllten Indio, der ihn knapp bis zur Schulter reichte.

„Du mitkommen mit mir“, radebrecte der Eingeborene. „Ich zeigen dir etwas – du kaufen, nicht viel Geld für dich, nur 500 Dollar ...“ Schon wollte sich der Gringo unwillig abwenden, aber die Hand des Indios hatte sich in seinem Oberarm gekrallt und ließ ihn nicht los.

„Nicht weit gehen, ganz nah. Du wirst staunen“, beharrte der Indio. Sein Gesicht war abstoßend und vom Alkohol aufgedunsen. Der Gringo gab seinen Widerstand auf. Vielleicht ergab sich ja wirklich die Gelegenheit, ein Schnäppchen zu erstehen.

Der Indio zog ihn beiseite in ein Gewirr von Bretterbuden. Der Boden war aufgeweicht, und der Gringo musste trachten, nicht im Kot zu versinken. Alle möglichen Abfälle lagen herum, und es roch noch schlechter als im Schlafsaal des Amazonasdampfers. Schon wollte er sich losreißen, als der Indio einen als Vorhang dienenden Jutesack zurückschlug und ihn in einen kleinen Verschlag zog. Dort entzündete er eine Petroleumlampe auf einen kleinen Tisch und holte eine kleine Holzkiste hervor.

Er stellte sie bedeutungsschwer vor den Gringo auf und sagte in einem Spanisch, das auf einmal gar nicht mehr gebrochen klang: „Wenn das die Policia sieht, sind wir beide geliefert. Der Handel mit diesen Dingen ist strengstens verboten“. Damit öffnete er die Kiste. Im flackernden Licht der Lampe nahm der Gringo undeutlich zwei kleine runde Dinge wahr. Als er sich näher beugte, schrak er zurück – da lagen zwei Schrumpfköpfe!

Viel hatte er davon gehört, doch gesehen hatte er nie welche. Tief im Inneren des Amazonasdschungels sollte es noch Stämme geben, welche die Köpfe ihrer getöteten Feinde so imprägnierten, dass sie auf den Bruchteil ihrer ursprünglichen Größe zusammenschrumpften. Dazu wurden die Schädelknochen entfernt, und die Hauptpartien in kunstvoller Weise so behandelt, dass die Gesichtszüge und Haare erhalten blieben.

Als der Gringo die Lampe näher zu den beiden Köpfen hielt, erkannte er deutlich diese Physiognomien. Offensichtlich handelte es sich um Weiße. Einer hatte dichtes, schwarzes Haar, war ein südländischer Typ und mochte so um die dreißig, fünfunddreißig Jahre bei seinem Tod gezählt haben. Der andere hatte schütteres, angegrautes Kopfhaar und war deutlich älter. Auffällig war sein entsetzter Gesichtsausdruck. Seine verzerrte Mundpartie, die leeren Augenhöhlen,

das runzelige Gesicht gaben der ganzen Erscheinung eine grauenhafte Note, der sich der Gringo nicht entziehen konnte ...

„Americano del norte“, stieß der Indio hervor. „Der Señor war ein großer Halunke, der zu uns Indios nur schlecht gewesen ist. Die Kopfjäger haben ihn bestraft. Wie du an seinem Gesicht siehst, war sein Tod nicht leicht“.

Der Gringo, der für Anthropologie und Ethologie ein Faible hatte, begann zu handeln. 500 Dollar stellten für den Indio ein Vermögen dar. Andererseits wurde für Schrumpfköpfe ein hoher Preis gezahlt. Obwohl dem Gringo bekannt war, dass der Erwerb derartiger Köpfe unter strenger Strafe stand, wollte er sie unbedingt haben. Nach längerem Feilschen einigten sich die beiden auf die Hälfte der ursprünglich verlangten Summe. Der Gringo entnahm das Geld seinem Brustbeutel, und der Indio verstaute die beiden Köpfe in einem kleinen Jutesack. Alle zwei waren überzeugt, einen guten Deal gemacht zu haben.

Wie im Trance verließ der Gringo die Hütte. In seinem Hotelzimmer stellte er erst den Ventilator an. Bevor er sich restaurierte und zu Bett legte, stellte er die beiden Köpfe vor sich auf. Es war erstaunlich, wie deutlich die Gesichtszüge der beiden erkennbar waren.

*

Die Story könnte hier ein Ende haben, wenn unser Gringo nicht zwei Jahre später, nach seiner Rückkehr nach Kalifornien, einen anderen Traveller getroffen hätte. Tom Tromba, ein Austro-Italiener, hatte am Ethnographischen Department der University Berkeley einen Vortrag über indigene Völker am oberen Amazonas

gehalten. Danach trafen sich die beiden Südamerika-Fans zum Austausch ihrer Erfahrungen im Haus des Gringos. Als besonderes Highlight räumte dieser dann die Schrumpfköpfe aus ihrem Versteck, um sie seinem Bekannten stolz zu zeigen.

Wer beschreibt jedoch die Überraschung der beiden, als Tom Tromba hervorstieß: „Das ist doch Baxter, Tex Baxter. Hat der ungute Vogel doch seine Strafe gefunden. Und der andere ist Juan Jimenez, sein Adlatus, der Mann fürs Grobe. Auf einen Mord mehr oder weniger ist es ihm nicht angekommen. Beide haben den Indios übel mitgespielt. Manchmal erwischt die Schicksalsmühle doch die Richtigen ...“

Als Tromba merkte, dass seine saloppe Äußerung den Gringo konsternierte, fügte er hinzu: „Dies mag das pietätlos erscheinen, aber ich weiß wovon ich spreche. Und ich war dabei, als sie in die Gewalt der Kopfjäger gelangten“.

Jetzt war das Erstaunen perfekt. Als nunmehriger Besitzer der Köpfe fühlte sich der Gringo sozusagen verpflichtet, herauszufinden, wie es zum Tod von Baxter und Jimenez gekommen war.

„Well, ich will dir die Gesichte erzählen“, bot Tom dem Gringo an. „Persönlich miterlebt habe ich allerdings nur ihren zweiten Akt – die Expedition in ein Hochtal am Rio Marañon. Den ersten Teil der Geschichte hat mir der *Huaquero*¹ Enrique erzählt, ein wackerer Hochlandindio, der mir das Leben gerettet hat. Sie beginnt in *Cajamarca*, jener legendären Stadt im Norden der Kordillere Perus, in welcher der letzte Inka-Herrscher Atahualpa deren Konquistador Francisco Pizarro zum Opfer fiel ...

1

Die Stele aus dem Hängegrab

Manuel und Pablo Sanchez waren Huaqueros. Das heißt sie raubten Gräber ihrer indianischen Vorfahren aus, um die ausgebuddelten Grabbeigaben an Sammler zu verkaufen, meist reiche Gringos aus Nordamerika. Natürlich war dies illegal und wurde von der peruanischen Regierung mit zunehmender Strenge verfolgt. Da jedoch aufgrund der hohen Preise die Tätigkeit der Grabräuber recht einträglich sein konnte, fanden sich genug Einheimische, die trotz des Risikos erwischt zu werden, dieser Tätigkeit nachgingen.

Manuel war, wie die meisten Peruaner, von kleiner Gestalt. Seine dunkle, fast schwarze Gesichtsfarbe, unterstrich seine Herkunft vom Kordilleren-Hochland. Er war Ende Dreißig, und hatte für eine große Familie zu sorgen. Neben seiner Mutter und Frau waren fünf Kinder zu ernähren. Pablo muss man sich als jüngere Ausgabe seines Bruders vorstellen. Auch er wirkte drahtig und fit, was bei der nicht leichten Arbeit der Huaqueros in Wüste, Dschungel und am Berg auch erforderlich war.

Die Sanchez-Brüder waren keine gewöhnlichen Huaqueros. Während diese die in Küstennähe befindlichen Gräber der Chimus und Moches ausbeuteten und selten irgendwelche außergewöhnliche Dinge zu Tage schafften, hatten sich Manuel und Pablo auf das Hochland des nördlichen Peru spezialisiert. Vom Erlös der Grabbeigaben eines intakten, das heißt ungeplünderten Chachapoya-Grabes konnte ihre Familie gut ein halbes Jahr oder mehr leben. Einen Teil dieser Einkünfte mussten sie allerdings an Polizeibeamte abführen. Gegen Bestechung waren diese meist gewillt, bei den Grabarbeiten der Huaqueros ein Auge zuzudrücken und auch bei den illegalen Deals mit den Beauftragten der Sammler

wegzuschauen. Aber nicht nur bei den Huaqueros, sondern auch bei den Hehlern und illegalen Händlern hielten korrupte Polizisten ihre Hände auf.

Diesmal hatten die Brüder Sanchez einen besonderen Leckerbissen. In einem Hängegrab südwestlich von Chachapoya hatten sie eine Stele mit eingravierten Tierdarstellungen entdeckt. Die Bergung von dem in beachtlicher Höhe schier in den Felsen geklebten Grab gestaltete sich äußerst schwierig. Zwar mussten sie sich in der Bergeinsamkeit nicht darum sorgen, dass sie beim Grabraub entdeckt würden, aber die Stele besaß beträchtliches Gewicht. Sie war aus hellem Granit, und obwohl sie kaum einen Meter lang war, wog sie einiges mehr als fünfzig Kilogramm. Das Abseilen der Säule war eine Knochenarbeit, die zu zweit nur unter größten Anstrengungen zu schaffen gewesen war.

Der Transport ihres Schatzes mit einem Maultier nach Cajamarca bot dann weniger Schwierigkeiten. In dieser Stadt hatten sie gute Kontakte zum Netzwerk von Hehlern und Agenten nordamerikanischer Sammler.

Diesmal wollten die Sanchez den großen Schnitt machen. Manuel, der ältere der Brüder, war sich des Wertes der Stele wohl bewusst. Im nördlichen Peru war bisher nichts Ähnliches gefunden worden. Die Stele glich vielmehr jenen berühmten Relikten aus der Vor-Inkazeit, die in *Chavín de Huántar* entdeckt wurden und aus der Zeit um etwa 1000 vor Christus stammt.

Der Fund stellte eine archäologische Sensation dar, und das musste sich im Kaufpreis niederschlagen. Da das nichts für Kleinhändler war, beschloß Manuel an einem Großen heranzutreten.

Er entschied sich, Tex Baxter zu kontaktieren. Zwar ging diesem kein guter Ruf voraus, da er schon verschiedentlich Huaqueros beim Erwerb der

Grabbeigaben betrogen hatte. Doch der Nordamerikaner war auch bekannt dafür, dass er im Auftrag von Millionären handelte und somit zahlungsfähig war. Und dies gab für Manuel den Ausschlag. Baxter zeigte Interesse an der Stele und reiste extra von Lima nach Cajamarca an.

Natürlich ließen die Sanchez-Brüder die übliche Vorsicht walten. Sie stellten die Stele bei einem Verwandten in der Vorstadt von Cajamarca ab. Zum Treffen mit Baxter nahmen sie lediglich einen anderen Gegenstand mit, der ebenfalls aus dem Hängegrab stammte. Dabei handelte es sich um einen kleinen Krug aus Granit, der ähnliche Gravuren wie die Stele aufwies.

Die Begegnung der beiden Huaqueros mit dem Händler fand nachts im Hinterzimmer einer Bodega etwas außerhalb von Cajamarca statt.

Tex Baxter war nicht mehr jung. Ursprünglich wohl ein ansehnlicher großer Mann, war er mit den Jahren breiter geworden. Sein Gesicht bewies, dass er gelebt hatte. Oder, um es deutlicher auszudrücken – es zeigte Zeichen der Verwüstung. Sein ausgeprägtes Kinn deutete auf Durchsetzungsvermögen bei Verhandlungen. Mit seinen stechenden hellen Augen musterte er die beiden Anbieter argwöhnisch. Automatisch nahm er an, dass sie ihn betrügen wollten. Wie der Schelm ist, so denkt er ...

Noch weniger sympathisch wirkte der zweite Mann im Hintergrund. Sein pechschwarzes, öliges, zurückgekemmtes Haar, stach als erstes ins Auge. „Gestatten Juan Jimenez“, stellte er sich mit salbungsvoller Stimme vor. In Manuel baute sich unwillkürlich eine scharfe Abneigung gegen ihn auf. Wozu verbeugte er sich? Das war gegenüber Huaqueros nicht angebracht. Der schlaffe Händedruck seiner feuchten Hand vervollständigte den negativen Eindruck.

„Ich bin Mexikaner und werde als Übersetzer dienen. Mr. Baxter sind die Feinheiten unserer Muttersprache nicht ganz geläufig“, erklärte Jimenez seine Anwesenheit. Bald stellte sich jedoch heraus, dass Baxter Spanisch ganz gut beherrschte. Offenbar diente der Latino als Bodyguard für Baxter.

Der Coup

Nach dieser Vorstellung ging Baxter daran, den Granitkrug eingehend zu prüfen. Mit einer Lupe inspizierte er die Gravuren und schabte mit einem Messer an der Oberfläche. Man merkte, dass er in dieser Hinsicht erfahren war.

Aber auch Manuel war kein Neuling. Dennoch täuschte er sich in Baxters weiterer Vorgangsweise. Er nahm an, dass dieser jetzt ein zähes Feilschen beginnen würde. Doch Manuel würde nicht unter seine Minimalvorstellungen gehen. Wenn Baxter nicht genug bieten würde – es gab auch noch andere Interessenten.

Doch anstatt zu handeln, sprach sich Baxter lobend aus: „Señor Sanchez, wenn die Stele aus dem selben Grab stammt und ebenso reich ziselirt ist wie der Krug, dann ist das ein Sensationsfund, für den mein Auftraggeber viel Geld ausspucken wird“.

„An wieviel haben sie gedacht, Mr. Baxter?“ antwortete Manuel beeindruckt. „Nennen sie eine Summe, Señor Sanchez“, entgegnete Baxter. Und als dieser einen hohen Betrag ins Spiel brachte, reagierte der Händler nicht ablehnend. Später kam es Manuel in den Sinn, dass ihn dies schon hätte stutzig machen müssen.

„Jedenfalls muss ich die Stele erst sehen und genau prüfen, bevor wir weiter verhandeln“, ließ jetzt Tex Baxter die Katze aus dem Sack.

Manuel, der dies natürlich erwartet hatte, wusste wie er zu reagieren hatte. Schließlich schloß er einen derartigen Deal nicht zum ersten Mal ab, wenn es auch sein bisher größter zu werden schien.

„Sie geben mir eine Anzahlung in der Höhe von zwanzig Prozent. Dann können sie die Stele besichtigen – aber allein, ohne Señor Jimenez oder einen anderen Leibwächter“, setzte Manuel fort.

Baxter entgegnete nichts und zeigte ein Pokerface.

„So wird es das nicht spielen“, erklang da die ölige Stimme des Mexikaners. Uns als sich Manuel umwandte, schaute er in die Mündung einer Pistole.

„Dein Bruder wird jetzt die Stele herbeischaffen. Jetzt gleich, heute Nacht noch. Und du bleibst da, Manuel Sanchez“. Baxters Verhalten hatte sich schlagartig geändert.

„Das können sie nicht tun, Señor Baxter“, stieß Pablo aufgeregt hervor. „Ich werde die Stele nicht holen, außerdem ist sie viel zu schwer um sie hierher zu transportieren“.

„Das haben wir bedacht, Dummkopf“, lachte Jimenez und gab Pablo einen Stoß, sodass dieser taumelte. „Wie geben dir ein Muli und jemanden mit, der dir beim Herbeischaffen helfen wird“.

„Du wirst gar nichts tun, mein Bruder“, ergriff nun Manuel die Initiative. „Wir gehen jetzt, mit Leuten wie euch verhandle ich nicht mehr“. Er nahm den Krug und schickte sich an, den Raum zu verlassen.

„Du kommst nicht weit, amigo“, erklärte Baxter mit schneidender Stimme. Und in der Tat, wie auf ein Zeichen, stürzten einige Indios in den Raum und packten die Sanchez-Brüder. Pablo wehrte sich verbissen, doch Manuel sah ein, dass sie auf den kürzeren Ast saßen.

„Ihr könnt uns festhalten, doch die Stele bekommt ihr nicht, verdammte Betrüger“, verkündete Manuel mit stoischer Ruhe. Seit er Huaquero war, hatte er eine derartige Situation befürchtet, ja damit gerechnet. Jetzt war sie eingetreten.

„Das wollen wir doch sehen“, reagierte Baxter wütend. „Go on, Juan“, wandte er sich an seine Kreatur.

„Si Señor“, antwortete Jimenez willig. Und während zwei der herbeigeeilten Männer Manuel festhielten, einer bei den Schultern und der andere bei den Beinen, hob der Mexikaner den Krug und schmetterte ihn auf das Bein von Manuel.

Es gab ein knackendes Geräusch, der Unterschenkel des älteren Sanchez-Bruders war gebrochen. Manuel stöhnte vor Schmerz laut auf.

„Genügt das fürs Erste, oder sollen wir dich ganz zum Krüppel machen?“ fragte Baxter mit brutaler Ironie.

„Geh und bring die Stele“, stieß Manuel mit schmerzverzerrtem Gesicht hervor. Er war bis in die Haarwurzel erbleicht. Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

„Bitte tun sie meinem Bruder nichts mehr – seine Familie ist nichts ohne ihn“, wimmerte Pablo. „Ich werde mich nach ihren Wünschen richten“.

Und während Manuel stöhnend am Boden lag, machte sich Pablo mit dem Maultier in Begleitung zweier Indios auf den Weg ...

Nach mehr als einer Stunde, die Manuel wie eine Ewigkeit erschien, kam sein Bruder zurück. Baxter lachte befriedigt auf, als er die Stele zu Gesicht bekam.

„Ihr kriegt keinen lausigen Cent, könnt froh sein, wenn wir euch das Leben schenken“, höhnte Baxter.

„Anzeigen könnt ihr uns ja nicht, sonst seid ihr dran und wandert auf Jahre hinter Gitter“, frohlockte Jimenez.

Doch die Geschichte sollte sich anders entwickeln. Nach Manuel sollte in dieser Nacht auch noch Baxter eine böse Überraschung erleben.

Eben als nämlich Jimenez hohnlächelnd zu Pablo sage: „Du kannst deinen Bruder zusammenpacken. Nimm das Maultier, das schenken wir euch im Gegenzug zur Stele“, öffnete sich die Tür und ein halbes Dutzend Polizisten drangen in den Raum.

„Sind wir gerade zurechtgekommen, um Huaqueros und Händler zu überführen“, donnerte der Polizeioffizier an der Spitze seiner Männer.

Schnell waren Jimenez und Baxter entwaffnet. „Der Polizeipräsident wird sich freuen, die Stele dem Nationalmuseum in Lima übergeben zu können. Eine Beförderung ist uns sicher“, verkündete der Offizier stolz.

Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt. Der Maultiertransport der Stele war einer nächtlichen Polizeistreife aufgefallen. Die Polizisten waren ihnen bis zur Bodega gefolgt und eingeschritten. Die Bestechungsversuche Baxters scheiterten. Diesmal war er an die falsche Adresse gelangt. Dem ehrlichen jungen Offizier war die Aussicht auf Beförderung wichtiger als die Summe, die Baxter ihm bot, wenn er ihn laufen ließ. Und was schlimmer war – die Stele wurde beschlagnahmt und war futsch – nicht nur für die Huaqueros, sondern auch für Baxter und seinen Auftraggeber.

Es gelangte Baxter später, sich freizukaufen. Nachdem er und Jimenez ein paar Tage im Gefängnis verbracht hatten, bot er eine Summe, welche die Behörden einfach nicht ausschlagen konnten. Tex Baxter und seine Kreatur kamen zwar frei, aber die Bestechungssumme riß ein derartiges Loch in den Geldbeutel des Gangsters, dass er nahezu bankrott war.

Und die Huaqueros? Die Sanchez-Brüder wurden zwei Jahre lang eingesperrt. Manuels gebrochenes Bein wurde im Gefängnis derart schlecht versorgt, dass der Bruch ganz schlecht heilte. Seither hinkte er stark und zog das Bein nach. Als er nach der Gefangenschaft nach Hause kam, war er ein gebrochener Mann. Seiner Tätigkeit als Huaquero konnte er nicht wieder nachgehen.

Der Traum von *El Dorado*

Tom Tromba hatte die Geschichte von den beiden betrogenen Huaqueros in einem Zug durch erzählt. Der Gringo hatte seiner Schilderung aufmerksam gelauscht und ihn nicht unterbrochen, obwohl ihm eine Reihe von Fragen auf der Zunge brannte.

Die beiden Schrumpfköpfe standen am Kaminsims und blickten unbeeindruckt in die Gegend.

Jetzt, als sich Tom eine Zigarre anzündete und einen tiefen Schluck aus der Flasche nahm, konnte sich der Gringo nicht mehr halten: „Unglaublich, diese Gangster. Da sieht man wieder, dass der Ruf, den die americanos del norte in Lateinamerika besitzen, nicht grundlos so schlecht ist. Nur gut, dass Baxter, diesem Gangster, die Stele von der Polizei gleich wieder abgenommen worden ist“.

„Well, jetzt steht sie im Nationalmuseum in Lima“, entgegnete To. „Neben dem *Lanzón de Chavín* in den Ruinen von Chavín de Huántar hat sie sich als einer der bedeutendsten Relikte der Prä-Inkakultur erwiesen. Ihr Alter wird auf an die 3000 Jahre geschätzt! Die Gravuren stellen die vier heiligen Tiere dar, Puma, Schlange, Kondor und Schildkröte. Die Menschenköpfe auf der Stele repräsentieren Herrscher oder Priester. Ich habe das Ding erst kürzlich im Museum genau betrachtet und war tief beeindruckt“.

„Und was ist mit den Huaqueros geschehen, denen so übel mitgespielt worden ist?“ erkundigte sich der Gringo.

„Ich habe keine Ahnung, vermutlich sind sie nach ihrer Freilassung nach Cajamarca zu ihren Familien zurückgekehrt“, antwortete Tromba. „Aber willst du die Geschichte nicht weiterhören – jetzt, wo ich sie aus eigener Erfahrung fortsetzen kann? Sie handelt von einem Traum, welche die Schatzsucher jahrhunderte lang in die Wildnis getrieben hat – dem Traum von El Dorado“.

„Ich brenne darauf, von diesem Traum zu erfahren und was mit Baxter und Jimenez weiter passierte – bis zu ihrem schrecklichen Ende“, erwiderte der Gringo.

Nach einigen Zügen aus seiner Zigarre und dem Öffnen einer weiteren Flasche, setzte Tom seine Erzählung fort.

„Ich lag auf der Beach, wie man so schön fachmännisch zu sagen pflegte, das heißt ich war abgebrannt wie ein Heuschober und sah auch keine Möglichkeit, meine finanziellen Mittel zu ergänzen. Ich hatte mich in eine Expedition eingekauft, die zum Oberlauf des Marañon führte. Diese kam aber nicht zustande, da der Expeditionsleiter mit dem Geld, das wir zur Beschaffung der Ausrüstung eingezahlt hatten, plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Jedenfalls war ich bis auf den letzten Sol blank“.

„Da traf ich in einer Bar in *Miraflores*² auf Tex Baxter, der im Begriff war, eine Expedition in die Zentralkordillern zusammenzustellen. Er suchte Männer mit Berg- und Dschungelerfahrung. Ich besaß beides, und da er keinen finanziellen Beitrag verlangte, waren wir uns schnell einig. Baxter war mir zwar keineswegs

²

Vorort von Lima, an der Pazifikküste gelegen.

übertrieben sympathisch, aber ich hatte keine andere Wahl, zumal er auch ein anständiges Handgeld bot“.

„Zweck der Expedition sollte die Erforschung irgendwelcher Ruinen im Hochland Nordperus sein. Das Gebiet, in das es vorzudringen galt, war eine schwer zugängliche Bergwildnis – damals ein weißer Fleck auf der Landkarte. Aber gerade derartige Erstbegegnungen haben mich schon immer gereizt“.

Der Gringo blickte mit einer Mischung aus Bewunderung und Neid auf Tom Tromba. Nach einer kurzen Pause setzte dieser seinen Bericht fort.

„Die Expedition sollte klein gehalten werden. Außer Baxter und meiner Wenigkeit bestand sie aus dem Mexikaner Juan Jimenez und einem Indio namens Enrique. Über die Rolle des öligen Latinos als Baxters Handlanger habe ich mich ja bereits im ersten Teil meiner Erzählung ausgelassen. Erwähnen sollte ich noch Cesar, den Hund von Jimenez, der mir noch unsympathischer als sein Herr war. Der Köter, von unbestimmter Rasse aber einer Bulldogge ähnlich, war von Jimenez darauf abgerichtet, Indios zu drangsalieren. Dies zeigte sich bei Cesars feindseligem Verhalten gegenüber Enrique. Als er diesen einmal zähnefletschend ansprang, belehrte ihn ein fester Hieb auf die Schnauze ein für allemal eines Besseren“.

„Enrique war mir auf Anhieb sympathisch“, setzte Tom fort. „Er war ein typischer Hochlandindio, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, klein gewachsen, von dunkler Gesichtsfarbe, drahtig und – wie sich im Laufe unseres Unternehmens zeigte – ungemein ausdauernd. Enrique hatte Baxter eine goldene, juwelenbesetzte Maske zum Kauf angeboten. Als dieser nach der Herkunft fragte, erzählte er von einer Festung am Ostabhang der Zentralkordillere, in der er einen enormen Goldschatz entdeckt haben wollte. Allein könnte er ihn allerdings aus de

abgelegenen Hochtal nicht bergen. Deshalb hatte er sich an Baxter gewandt, der ihm dabei helfen sollte“.

„Baxter, der nach seiner erkauften Freilassung dringend einen größeren Coup landen musste, um die Ebbe in seiner Brieftasche zu beheben, kratzte all seine Ersparnisse zusammen. Doch sie reichten nicht zum Kauf der Maske und der Finanzierung der anstehenden Expedition zur Hebung des Schatzes in Enriques Festung. Doch noch besaß er genügend Bonität bei zahlungskräftigen Sammlern, die ihm das nötige Geld vorschossen“.

„Anfänglich war Baxter skeptisch bei Enriques Schilderung gewesen. Zu oft hatte er die Geschichten von El Dorado gehört, die sich dann stets als Chimäre herausstellten. Und weshalb zog ihn Enrique überhaupt ins Vertrauen und barg den Schatz nicht allein? Zumindest den letzten Einwand konnte Enrique aber entkräften. Der Zugang zur Festung führte durch das Gebiet wilder Indianer, deren Attacken gefürchtet waren. Eine Expedition musste eine gewisse Mindestgröße haben, sollte Träger und Maultiertreiber umfassen. Und diese Kosten konnte der einfache Indio nicht tragen. Die wertvolle Maske, Jimenez Drängen und die finanzielle Flaute bewogen Tex Baxter schließlich dazu, das Ding zu drehen, wie er sich ausdrückte. Er wollte den Rest seines Lebens nicht in Bescheidenheit oder sogar Armut verbringen – das war ihm das Risiko wert ...“

Proviant, Waffen, Grabwerkzeuge und andere notwendige Ausrüstungsgegenstände wurden in Lima besorgt. Dann brachen sie ins Landesinnere auf. Per LKW ging es zunächst von Lima in nordwestliche Richtung hinauf zur Minenstadt *Cerro de Pasco*, mit über 4500 Meter, eine der höchstgelegenen Städte der Welt überhaupt. Von dort setzten sie ihre Reise nach Norden bis Huánuco fort. In diesem Städtchen erstanden sie ein Dutzend Maultiere, welche zum Transport der Expeditionsteilnehmer und Lasten benötigt

wurden. Zudem warben sie einen Koch namens Miguel und fünf Indios an, die zunächst als Maultiertreiber fungieren sollten. Bei all diesen Vorbereitungen erwies sich die Erfahrung Enriques als hilfreich. Der kleine Indio erwies sich als geschickter Verhandlungspartner und stieg rasch in meiner Wertschätzung. Selbst der meist mürrische ‚chefe‘ Baxter konnte sich anerkennende Bemerkungen über das Organisationstalent unseres Führers nicht verkneifen.

Die Wegstrecke von Huánuco zur Festung sollte – nach Enriques Angaben – etwa fünfzehn bis zwanzig Tagesreisen betragen. Während sie in den ersten Tagen ein paar kleine Ansiedlungen passieren würden, ging es dann in teilweise unerforschte Wildnis. Zwar kannte Enrique von seinem Weg die ungefähre Route – aber die Hauptschwierigkeit beim Anmarsch war die Landschaft. Tief eingeschnittene Täler wechselten sich mit hohen Bergen ab, die bis in große Höhen mit dichten, undurchdringlichen Wäldern bedeckt waren. In abgeschiedenen Tälern sollten Indianerstämme hausen, die noch niemals Weiße zu Gesicht bekommen hatten. Zwischen den wilden und den ‚zivilisierten‘ Indios herrschte Feindschaft, und es war zu befürchten, dass sich diese Abneigung auch auf uns übertragen würde.

Donner über den Kordillern

Von Huánuco hielten sie sich anfänglich ungefähr westlich. Vor ihnen lag die *Cordillera de Huayhuash*, ein gewaltiger Gebirgsstock, deren Gipfel bis 6000 Meter aufragten. Die leuchtend weißen Schneeberge und Eisspitzen wirken erhaben und unnahbar. Nach ein paar Tagen, die im wesentlichen ohne besondere Ereignisse und Probleme abliefen, änderte sich ihre Richtung allmählich nach Nordwesten und sie gelangten auf den *Altiplano*³. Ihre Reishöhe betrug zwischen

3

4000 und 4500 Meter. Nachts wurde es empfindlich kalt. Tagsüber brannte die Äquatorsonne erbarmungslos nieder. Meist herrschte wolkenloser Himmel und sie waren froh, wenn Felswände einigen Schatten spendeten. Hier irgendwo, nicht weit im Süden, lag der Ursprung des Rio Marañon, des Hauptquellenflusses des Amazonas.

Die erste Begegnung Tom Trombas mit dem Marañon gestaltete sich denkwürdig. Der Troß ritt einen schmalen Felspfad steil bergab in ein Tal. Es war schon spät am Nachmittag, und schon breitete sich das Zwielflicht der Dämmerung aus. Unten im Tal erklang ein Rauschen. „Der Marañon“, verkündete Enrique ehrfürchtig.

Der Fluß kam grünklar aus einem mächtigen Feldmassiv durch eine Art Tor geschossen. Nach zehnminütigen Ritt erreichten sie eine Steinbrücke. „Ein Werk der Inkas“, verkündete ihr Führer. „Sie haben etwas für die Indios gemacht, im Gegensatz zu den Spaniern, die nur genommen haben ...“

Eine Brücke über den Amazonenstrom. Tom fühlte einen Schauer an seinem Rücken. Sie ritten über eine Jahrhunderte alte Verbindung der beiden Ufer.

Auf der anderen Seite bewegte sich der Troß dann eine zeitlang flussabwärts.

Ein breiter Pfad führte entlang eines Seitenbach des Marañon aufwärts. Überraschenderweise war der Wasserstand des Flusses hoch. Obwohl eigentlich noch Trockenzeit herrschen sollte, hatte es bereits mehrmals stark geregnet. Enrique gab der Hoffnung Ausdruck, dass die Regenperiode nicht verfrüht einsetzen solle. Andernfalls würden die Männer in den Schluchten, die noch zu

passieren galten, Schwierigkeiten bekommen. Wie recht er mit seinen Bedenken hatte, sollte sich bald herausstellen. Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Sie stiegen ab und bereiteten ihr Nachtlager. Geheimnisvoll rauschte der Marañon in der anbrechenden Nacht.

Am Nachmittag des nächsten Tages verließ der Trupp den Fluß und stieg ein steiles Seitental hoch. Der Weg war schmaler geworden. Streckenweise mussten sie absteigen und die Maultiere am Halfter führen. Tom hatte sich mit Miguel, ihrem Koch angefreundet, und er erzählte Tom manch Wissenswertes über die Gegend. Von den wilden Indios hielt er nicht viel. Sie seien faul und Diebe. Nichts sei vor ihnen sicher, wenn sie mit den zivilisierten Indios in Berührung kämen. Außerdem seien sie keine Christenmenschen. Ihre heidnischen Gebräuche hätten früher Menschenopfer eingeschlossen.

Der Anführer ihrer fünf Indios, den sie als Träger und Maultiertreiber angeheuert hatten, hieß Pedro. Er hatte ihrer Diskussion zugehört und nickte heftig. „Si, Señor, sie haben ihre Feinde geschlachtet und verzehrt“, meinte er. „Sie tun dies gelegentlich noch heute, wenn sie nichts zu essen haben. Für ihre Pfeile benützen sie ein spezielles Gift, sodass das Fleisch des Getöteten genießbar ist. Am gefährlichsten sind die Kopfjäger. Sie präparieren die Köpfe ihrer getöteten Gegner, sodass sie auf Faustgröße schrumpfen“.

Gegen Abend flachte sich der Weg ab. Im Schatten einer Felswand schlugen sie ihr Lager auf. Der Bach, der sie im Seitental stets begleitet hatte, füllte hier einen winzigen Teich. Obwohl das Wasser ziemlich kalt war, nahm Tom ein erfrischendes Bad, um den Schweiß des Aufstieges abzuwaschen.

Sie befanden sich mittlerweile auf annähernd 3000 Meter über dem Meeresniveau. Für diese Höhe war es überraschend warm.

„Das ist ungewöhnlich und bedeutet nichts Gutes“, meinte Enrique daraufhin angesprochen. „Schlechtes Wetter am Altiplano ist nicht lustig und kann gefährlich werden. Wir werden unsere Kräfte morgen brauchen und sollten uns bald zur Ruhe legen“.

Doch Tom dachte noch nicht daran. Irgendwie konnte er noch nicht abschalten. Die Schilderung der Indios über die Sitten ihrer wilden Landsleute hatte ihn gehörig aufgewühlt und nachdenklich gemacht.

Die Mondsichel hing seitenverkehrt am Abendhimmel. Toms Gedanken schweiften zurück ins alte Europa, wo der Mond ‚richtig‘ stand. Der ‚Kipfelmond‘, wie man in seiner Heimat sagte, sinnierte er. In einer der Vorlesungen seines abgebrochenen Studiums – wie lange war das her – hatte der Professor erklärt, dass sich diese Bezeichnung aus dem Türkischen herleite. In Österreich verstand man unter einem Kipferl ein Gebäckstück, dass man zum Kaffee genoß, der ebenfalls auf die Mondsichel der Osmanen mit ihrer islamischen Bedeutung zurückging.

Am Morgen war der Himmel mit dünnen Schleierwolken bedeckt. Die Temperatur hatte weiter zugenommen, was offensichtlich nichts mit der Sonneneinstrahlung zu tun hatte.

Enrique hatte eine Auseinandersetzung mit Baxter. Er schlug vor, einen weiteren Tag an unserem Lagerplatz zu verweilen. Er befürchtete einen Wettersturz, der hier im Tal besser zu bewältigen war als oben auf der Hochebene, wo der Trupp Wind und Wetter schutzlos ausgeliefert war.

Aber da der Führer nicht mit Sicherheit sagen konnte, wann das Unwetter kommen werde, ob schier während des Tages oder erst in der folgenden Nacht, befahl Baxter raschen Aufbruch. Offenbar wollte er keine Zeit verlieren, die Festung zu erreichen.

Tom hielt Enriques Schwarzmalerei auch für übertrieben, mengte sich aber nicht in die Diskussion ein.

Kurz nach Sonnenaufgang wurde aufgebrochen, und schon nach weniger als einer Stunde erreichte der Trupp die Hochfläche. Dort trieben sie die Maultiere an. Miguel schätzte, dass sie bei diesem Tempo zur Überquerung des Plateaus etwa fünf Stunden benötigen würden.

Aber schon nach zwei weiteren Stunden wurde klar, dass sie diese Zeit nicht hatten, um die Hochebene ungeschoren zu traversieren.

Als untrügliches Anzeichen für ein aufziehendes Unwetter war der auffrischende Wind. Er wehte stramm aus Osten und leitete eine drastische Abkühlung ein.

Obwohl es erst etwa 9 Uhr Vormittag war, hatte sich der Himmel verdunkelt. Dichte graue Wolken jagten von Osten heran. Doch am bedrohlichsten war die schwarze Wolkenwand, die sich vor uns aufbaute. Aus ihr zuckten Blitze, aber man konnte zunächst keinerlei Donnerrollen hören.

„*Madre de Dios*“, rief Enrique die Himmelmutter an. „Habe ich euch nicht gewarnt – jetzt sind wir dem Unwetter schutzlos ausgeliefert“. Als Baxter, der für den riskanten Aufbruch verantwortlich war, auf Umkehr drängte, reagierte Enrique ablehnend: „No, wir haben ziemlich die Hälfte, da können wir genau so

gut weiter. Wer weiß, wann das Unwetter wieder aufhört – und dann wären wir schon drüben ...“

Aber das Tohuwabohu begann erst. Der Wind hatte Sturmstärke erreicht. Heftiger Regen peitschte ihnen horizontal ins Gesicht. Die Männer waren vollständig durchnässt. Längst wurden die Blitze von grollenden Donnerschlägen gefolgt. Die immer kürzeren Intervalle dazwischen zeigten, dass sie sich mehr oder minder im Zentrum der Unwetterfront befanden. Und dann – als Höhepunkt des Wetterunbills – begann es auch noch zu hageln. Die Eiskörner waren allerdings nicht besonders groß, aber sie fielen so dicht, dass man glaubte, durch einen Eisvorhang zu reiten.

Trotz all dieser Beeinträchtigung galoppierten die zehn auf ihren Maultieren über die Ebene. Sie brauchten die Tiere dazu gar nicht extra anzutreiben, ihr Instinkt schien ihnen nahezulegen, sich auf unsere Führung zu verlassen. Das mit der Führung war eine merkwürdige Sache. Woher wusste der an der Spitze reitende Enrique, welchen Weg es einzuschlagen galt? Die abwechselnd in gleißende Helle der Blitze getauchte Landschaft bot keine Hinweise auf Orientierung. Dennoch zögerte der Indio keine Sekunde und trieb den Trupp zur Eile an. An dessen Schluß ritt Miguel, darauf achtend, dass niemand zurückblieb.

Allmählich gewöhnte sich Tom an das Gewitter. Er ertappte sich sogar dabei, das Elementarereignis zu bewundern. Die ständig zuckenden Blitze – ein paar schlugen in unmittelbarer Nähe ein – die krachenden Donner, Hagel, Regen und Wind – alles Zeichen der Schöpfung, durchrann es Tom – trotz der niedrigen Temperatur – warm.

Sie ritten und ritten. Tom wusste später nicht zu sagen, wie lange sie unterwegs gewesen waren. Sicherlich waren es ein paar Stunden. Mit der Zeit flaute Hagel und Regen ab. Der Wind wehte zwar nach wie vor, aber auch die Blitze zuckten nur noch ab und zu und das Donnerrollen wurde schwächer.

Flackerte dort vorne im Regenvorhang nicht ein Lichtschein? Schon glaubte sich Tom getäuscht zu haben, als Enrique, der unmittelbar vor ihm ritt, plötzlich anhielt.

„Was ist, haben wir es überstanden?“ erkundigte sich Tom. Keine Antwort.

Da erkannte Tom im Schein eines Blitzes direkt vor den schwarzen Schatten eine Behausung. In einer offenen Tür stand eine in einem Poncho gehüllte Gestalt, die eine Laterne hochhielt.

„Bienvenido in *Huachabamba*. Tretet ein und seid unsere Gäste ...“, erklang eine gutturale Stimme vom Eingang der Hütte. Nie zuvor und selten danach war Tom über eine Einladung in ein Haus zu kommen, froher gewesen. Auch wenn es nur eine einfache Hütte war.

*

Und es war eine einfache Behausung, eher als eine Art Stall anzusprechen. In einem Raum, der nicht größer als etwa fünfzehn, zwanzig Quadratmeter maß, bemerkten sie im Licht eines flackernden Feuers zwei Frauen, vier bis fünf Kinder, mehrere Hühner, Hunde sowie zwei Männer. Einer davon war der *Compañero*, der sie so freundlich in seine Hütte eingeladen hatte. Der andere war sein offenbar

behinderter Sohn, der uns mit offenem Mund, aus dem der Speichel tropfte, musterte.

„Mein Name ist Jacinto. Ich bin der Vorsteher unseres kleinen Dorfes. Willkommen in meinem Haus. Hängt eure Kleider zum Trocknen am Feuer auf und macht es euch bequem“, setzte der Ältere seine Freundlichkeit fort. Clarissa, geschwind, bring *Chicha*⁴ herbei – die Señores werden durstig sein nach dem, was sie alles durchgemacht haben“.

Tex, Juan und Tom taten wie geheißen und setzten sich ans Feuer. Cesar, der sich mit den Hunden in der Hütte anzulegen versuchte, bekam von Miguel einen Tritt, sodass er sich winselnd verkroch.

Jetzt betrat auch Enrique den Raum. „Pedro und seine Leute reiben die Maultiere ab. Die Nässe und Kälte ist für sie gefährlich“, erklärte er. „An diesem Feuer haben wir nicht alle Platz, aber es gibt ein Nachbarhaus, wo unsere Indios bleiben können, und auch die Mulis werden untergebracht“.

Das Chicha-Bier mundete allen nach den Strapazen wie ein Göttergetränk. Nach dem dritten Krug wurden Tex und Juan leutselig und lobten die Gastgeber über den grünen Klee. „Ihr solltet Enriques Leistung nicht vergessen, Señores“, konnte Tom sich nicht enthalten, hinzuzufügen. „Es grenzt an ein Wunder, wie er uns geradewegs hierher geführt hat. Fünfzig, nein zwanzig Meter weiter links oder rechts – und wir wären nicht auf die Häuser gestoßen. Huachabamba besteht nämlich nur aus fünf Hütten, wie mir Clarissa eben erklärt hat“.

4

Chicha ist ein untergäriges Maisbier.

Unser Führer wehrte verlegen ab. „Die Gabe, sich auch unter schwierigen Bedingungen zu orientieren, ist für einen Huaquero wesentlich. Ich glaube, Mutter *Pachmama*⁵ hat sie mir verliehen. Alle Mitglieder meiner Familie besitzen diese Fähigkeit“. Ein elegischer Zug legte sich um seinen Mund.

Neben Chicha bekamen die Gefährten ein warmes Gebräu, das sich zwar Suppe nannte, aber doch ziemlich gräulich schmeckte. Danach bereitete Clarissa gekochte Maiskolben und die unvermeidlichen *Patatas*⁶ zu.

Ein Blick auf seine Uhr zeigte Tom, dass es erst drei Uhr nachmittags war. Als er einmal kurz vor die Hütte ging tobte der Regenschauer noch immer in etwas abgeschwächter Form. Die ausgestandenen Strapazen verlangten ihren Tribut. Tom breitete seinen Schlafsack in einer Ecke aus und schickte sich an, ins Reich der Träume zu gleiten. Das letzte, was Tom an diesem Tag wahrnahm, war die zweite Frau in der Hütte, eine Schwester oder sonstige Verwandte von Clarissa. Sie hatte ihr Hemd zurückgeschlagen und säugte an ihrer prallen Brust eines der Kinder. Als dieses abgestillt war – man wird es nicht glauben, aber Tom schwor auf die Wahrheit seiner Beobachtung – nahm die Indianerin eines der quiekend herumlaufenden Ferkel an ihre Brust und säugte auch dieses.

5

Mutter Erde

⁶ Kartoffeln

In der Mühle des Schreckens

A nächsten Morgen herrschte strahlendes Wetter. Huachabamba bestand in der Tat nur aus einigen wenigen Hütten. Es lag in einer kleinen Senke und wurde von einem Bach durchflossen, dessen Bett die Wassermassen des Unwetters kaum fassen konnte.

„Die Himmelmutter war uns gnädig“, nahm Enrique nach dem Frühstück Tom zur Seite. „Du machst dir vermutlich keine Vorstellung, welchen Gefahren wir alle zum Opfer hätten fallen können. Die Götter haben die Blitze abgelenkt, aber wir leicht hätten sie uns auf der Ebene treffen können. Und der Eisregen hätte leicht in Schnee übergehen können. Ich habe Schneestürme erlebt, die alles zum Erliegen bringen ...“

„Unsere Zeit ist noch nicht gekommen, amigo“, entgegnete Tom. „Du hast uns mit so schlafwandlerischer Sicherheit zu den rettenden Hütten geführt – ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn wir sie verfehlt hätten“.

„Du hast recht – wir haben noch Wichtiges vor uns. Du wirst der einzige sein, dem ich sagen werde, wenn es so weit ist“, setzte Enrique bedeutungsschwer fort.

„Du meinst wohl den Schatz in der Festung?“ wollte Tom wissen.

Doch Enrique schüttelte nur den Kopf und legte den Finger auf seine Lippen. Dieses Zeichen besitzt auf der ganzen Welt dieselbe Bedeutung.

Nachdem sie sich bei Jacinto und den Seinen für ihre Gastfreundschaft ordentlich erkenntlich gezeigt hatten, brachen sie am späteren Vormittag auf.

Trotz der enormen Regenmengen zeigte sich der Weg als durchaus gangbar. Die Pflanzenpolster hatten das Wasser aufsaugen können.

Schon nach kurzer Zeit begann der Abstieg von der Hochfläche. Huachabamba war so ziemlich am Rand der Hochebene gelegen. Der Weg ins nächste Tal war anfänglich unproblematisch. Doch je weiter wir uns dem Talgrund näherten, desto mehr erwies sich das Hochwasser, welches der uns begleitende Bach führte, als Hinderungsgrund.

Jacinto, der von den gegebenen Geldgeschenken so angetan war, dass er sie bis zum Erreichen des Talgrundes begleitete, zog ein bedenkliches Gesicht. „Dieses Seitental ist die einzige Verbindung zu eurem Weiterweg, wenn ihr nicht einen Umweg von über einer Woche in Kauf nehmen wollt“, erklärte er die Situation. „Das gestrige Unwetter hat in Verbindung mit den vergangenen Regenfällen die Bäche derart anschwellen lassen, dass ich an eurem Durchkommen arge Zweifel hege“.

Sein Argwohn erwies sich als berechtigt. Als sie mit einiger Mühe, aber schließlich doch, gegen Abend die Stelle erreichten, an der das Seitental ins Tal des Marañon mündete, übertraf der Wasserstand des Flusses all unsere Befürchtungen. Nach übereinstimmender Meinung von Enrique und Jacinto lag er sicherlich vier, fünf Meter über dem Normalniveau.

„Der Weg durch das Tal des Marañon ist jedenfalls total unpassierbar“, resümierte Enrique leidenschaftslos. „Ich habe nach all dem mit Hochwasser gerechnet, aber dies übertrifft all meine Befürchtungen“.

In der Tat, in den reißenden Fluten trieb jede Menge Holz, riesige Baumstämme und einzelne schwimmende Inseln, welche die Gewalt des Wassers vom Ufer losgelöst hatte.

„Jetzt ist guter Rat teuer“, wandte sich Baxter an Enrique. „Mit den Maultieren kommen wir hier nicht weiter. Wenn wir nur Boote an ihrer Stelle hätten ...“

Jimenez lachte schrill auf. „In dieser Fluthölle wäre ein Durchkommen ebenfalls unmöglich. Unser Vorhaben ist erledigt – wir haben umsonst all diese verdammten Strapazen erduldet“.

„Mitnichten“, erwiderte Enrique nach einer Schweigeminute. „Señor Baxter hat eine Lösung des Problems angegeben. Wir tauschen unsere Maultiere gegen Boote. Jenseits des Flusses, auf der anderen Seite oben, wohnen doch die Cayumbas“, wandte er sich an Jacinto.

„Si, amigo“, entgegnete Jacinto. „Sie besitzen Boote und sind scharf auf Mautiere. Ich werde euch zu ihnen führen und euch handeln helfen“.

Gesagt – getan. Am nächsten Morgen brach ein Teil der Männer zu den Cayumba-Indios auf. Das heißt Baxter, Jimenez, Pedro und seine Männer blieben am Flussufer zurück, während sich Enrique, Miguel und Tom unter Jacintos Führung auf den Weg machten.

Dazu mussten sie zunächst den Fluß überqueren. Trotz des Hochwassers erwies sich das als weniger problematisch als Tom gedacht hatte. Nach einigem Suchen machte Jacinto eine Stelle ausfindig, an welcher der Marañon einigermaßen ruhig strömte. Hier entledigten sich die vier ihren Kleidern,

wickelten Waffen, Munition und etwas Proviant in wasserdichtes Ölzeug und überquerten den Fluß schwimmend. An dieser Stelle war er mehr tief als breit, sodass die Überquerung eine Angelegenheit weniger Minuten war.

Nachdem dies geglückt war, stand den Vieren ein schweißtreibender Aufstieg bevor. Über Geröllhalden und durch Dornengestrüpp ging es meist steil bergauf. Die Glut der Höhensonne, die senkrecht ins Tal schien, war höllisch. Nach einigen Stunden gelangten die Gefährten hoch oben an. Der Fluß war nur noch ein dünnes metallisch schimmerndes Band in der Tiefe. Längst war das Geräusch des strömenden Wassers geschwunden, die Einsamkeit schien grenzenlos.

Doch als sie verschwitzt und zerschunden um einen Felsvorsprung bogen, stand ein halbes Dutzend Indianer am Rand einer Felsplatte, regungslos verharrend. Offensichtlich hatten sie die Vier schon längere Zeit hindurch beobachtet.

Anfänglich gestaltete sich die Konversation zwischen beiden Gruppen recht einseitig. Jacinto trug den Indios auf *Ketschua*⁷ das Anliegen der Ankömmlinge vor. Die Gegenseite verharrte regungslos und gab keine Antwort. Ihr Misstrauen war offensichtlich.

Erst als sich Enrique einmischte und eine kurze Erklärung ebenfalls in *Ketschua* abgab, grunzten die Indios zustimmend. Des Rätsels Lösung bestand einfach darin, dass ihnen Enrique eine Geldzuwendung angeboten hatte. Nachdem die Erschöpften kurz gerastet hatten, führten sie die Indios dann in ihr unweit liegendes Dorf.

7

Auf die Inka zurückgehende Umgangssprache der Ureinwohner Perus.

Vorbei an schwindelerregenden Abgründen ging es an kleinen Mais- und Kartoffelfeldern zu einer Ansammlung von etwa einem Dutzend armseliger Hütten.

Und als Enrique dem Anführer der sechs ein paar Sol überließ, brachten zwei Frauen einen ganzen Bottich von *Masato*, einem Gebräu aus Yucawurzeln und Wasser. Das Ganze schmeckte ähnlich wie Buttermilch, nur erfrischender und war dazu noch alkoholisch.

Das Getränk, bei dessen Herstellung man sich nicht um hygienische Bedenken schweren darf, versetzte sie bald in eine euphorische Stimmung. Noch am selben Tag führten sie die Indios wieder zum Marañon zurück. Die Abkürzung über einen Sattel zum Marañon nahm nur weniger als zwei Stunden in Anspruch. Zudem langten sie in einem Seitengewässer an, in dem in einer Felsenhöhle mehrere Flöße schaukelten.

Sie tauschten die Maultiere gegen zwei der aus Holzstämmen angefertigten Boote. Ein gutes Geschäft für die Indios – die sich nach dem Abschluß des Handels dann auch gehörig erfreut zeigten.

Nach einer kurzen Probefahrt mit einem der *Balsas*⁸ verluden sie ihre Habseligkeiten auf dem neuen Beförderungsmittel. Die ganze Ausrüstung hatte bequem Platz darauf. Auf einem Balsa konnten sie sogar noch ein Mula mitnehmen, das sie an einer vorhandenen Reling anbanden – zum Missfallen der Cayumbas, die auf alle Tiere gehofft hatten.

8

Flöße

Zur Mittagszeit des darauffolgenden Tages waren sie dann startklar. Sie bestiegen die Balsas und winkten den am Ufer zurückgebliebenen Indios zum Abschied zu. Während Jacinto freudig zurückgrüßte, verharrten die Cayumbas wieder regungslos. Ihre Silhouetten hoben sich im grellen Licht der Tropensonne ab. Diese schien senkrecht ins Tal und ließ den Amazonas in smaragd-grünem Licht erstrahlen. Doch lange konnten wir uns am romantischen Schauspiel nicht erfreuen, denn unvermittelt packte sie die Strömung und wirbelte die Flöße umher. Jedes Floß hatte auf allen vier Seiten je ein Ruder. Tom hatte sich an einem von ihnen postiert und versuchte das Balsa von den Felsblöcken am Ufer fernzuhalten. Solange sie nicht in Stromschnellen gerieten, gelang dies halbwegs. Als sie der rasch strömende Fluß dann aber in ein Labyrinth von Felsblöcken führte, brach Panik aus. Die vier Ruderer hatten sich abzustimmen, was aber in der wilden Gischt, die ihnen teilweise die Sicht versperrte, scheiterte. Die rasende Strömung trieb sie in einen Mahlstrom, der begann, das Floß im Kreis zu drehen.

„*La remulina del terror*“⁹, stieß Enrique hervor und betätigte eifrig die Ruder. „Ich habe davon gehört, und auch Pedro, der am anderen Balsa rudert, hat mit mir darüber vor unserer Abfahrt gesprochen“.

Sie arbeiteten angestrengt, aber der Strudel gab das Floß nicht frei. Auch das andere Floß drehte sich wie verrückt in einer Endlosschleife. Bäume, Äste, Felsen, ganze Uferlandschaften tauchten jäh aus dem Nichts auf, um ebenso plötzlich wieder zu versinken. Mehr als eine Stunde lang fuhren die beiden Balsas im Kreis herum. Mit einem Kajak wäre Tom als erfahrener Wildwasserfahrer dem Wirbel schon entwischt, aber das Floß war zu groß und so der Gewalt des Flusses in stärkerem Maße ausgeliefert.

⁹ Die Mühle des Schreckens.

Die Sonne hatte den Zenit bereits weit überschritten, als das Floß mit Tom von seiner Kreisfahrt endlich erlöst wurde. Das Floß hatte einen etwas größeren Schwung aufgenommen und war – sei es durch Zufall, sei es durch koordinierte Anstrengungen der Ruderer – in den Gegenstrom getrieben und konnte so ins richtige Gewässer gelangen. Völlig erschöpft landete die Besatzung das Floß. Ängstlich schnaubend sprang das Mula an Land.

Das andere Balsa war weniger glücklich. Es kenterte und wurde vom Wirbel in die Tiefe gezogen. Die Schreie und Hilferufe der Besatzung drangen bis zu uns. Wider Erwarten gelang es jedoch, alle Mann zu retten. Einigen warfen wir Seile zu, anderen gelang es, von sich aus das Ufer zu erreichen. Das Maultier und die ganze Ausrüstung, die sich auf diesem Floß befunden hatten, waren allerdings unwiederbringlich verloren.

Nach einer längeren Pause trieb Enrique an, die Fahrt auf dem verbliebenen Balsa fortzusetzen. Mit der Besatzung des gescheiterten Floßes war das Fahrzeug allerdings überlastet.

„Jetzt versteht ihr auch, weshalb diese Passage von den Einheimischen ‚Mühle des Schreckens‘ genannt wird“, erklärte Enrique. „Manche Balsas haben sich hier schon Stunden oder gar Tage im Kreis gedreht, bevor sie dem Wirbel entkommen sind. Andere sind mit Mann und Maus in der Schreckensmühle verschwunden“.

„Noch drei weitere *malos pasos*¹⁰ dann haben wir es geschafft“, versuchte Enrique Hoffnung zu verbreiten. „Ich bin die Strecke schon einmal im Kanu gefahren und durchgekommen“.

¹⁰

Stromschnellen, wörtlich: schlechte Passagen.

Bald erklang das Brausen der nächsten Stromschnelle. Eine Felsbarre lag im Fluß und das Wasser schoß an der verbleibenden Engstelle bergab und lief in weißer Gischt aus. Das Floß wurde vom Sog erfasst und polterte über die Felsen. Erst jetzt fiel Tom das saugende Gurgeln und Tosen der Mahlströme auf.

„Die Melodie des *Rio Cayumba*“, meinte der Führer. Die Einheimischen geben dem Fluß nämlich den Namen der Siedlung, die im jeweiligen Abschnitt liegt oder benennen ihn nach dem Stamm, der dort wohnt.

Der Rio Cayumba schien an diesem Tag genug Opfer gefordert zu haben. Es gelang, die weiteren malos pasos ohne größere Probleme zu durchqueren. Und als die Dämmerung einsetzte landete das verbliebene Balsa im ruhigen Gewässer der Mündung eines größeren Seitenflusses.

Der Eindruck, der sich bot, war wunderschön. Nach dem Passieren eines engen Felsentores, hatte sich das Tal zu einer weiten Senke verbreitet. Im Licht der tiefstehenden Sonne glänzten Matten und Büsche gold-grün auf. In Zusammenschau mit dem jetzt gebändigt hinströmenden Fluten ein fürwahr romantisches Bild.

Ausgepumpt gingen sie an Land. Sie waren zu erschöpft, um noch abzukochen oder die Zelte aufzuschlagen. Eine ereignisreiche Fahrt am oberen Amazonas hatte ihr glückliches Ende gefunden.

Am Vorabend der Ewigkeit

Am nächsten Morgen prüften sie zunächst die Verluste. Etwa die Hälfte ihrer Vorräte war den Stromschnellen zum Opfer gefallen, sämtliche Grabungsgeräte, ein Zelt und allerlei nicht lebenswichtiger Dinge. Das Flußabenteuer hätte wohl auch weniger glimpflich ausgehen können.

Jimenez machte den Indios schwere Vorwürfe, dass sie das gescheiterte Floß nicht besser gesteuert hatten. Und als Pedro dagegen Protest erhob, schickte sich Baxters Gehilfe sogar an, diesen zu verprügeln.

„Du Schwein gehörst bestraft – warte ich werde dich auspeitschen“, brüllte er Pedro an. Aber nun verlor Tom die Geduld. Er wies Jimenez in seine Schranken, und da sich Baxter aus der Diskussion raushielt, gab sein Adlatus schließlich klein bei.

Am Nachmittag herrschte gereizte Stimmung im Trupp. Schon zum zweiten Mal hatte sich der von Enrique eingeschlagene Weg als falsch erwiesen. Der erste Irrweg endete an einer unpassierbaren Felswand. Sie mussten zurück und mehrere hundert Meter absteigen. Als sich aber auch die daraufhin eingeschlagene Route als Sackgasse erwies, explodierte Tex Baxter.

„Ich glaube, du führst uns absichtlich falsch in der Gegend herum, um uns mürbe zu machen. Vielleicht willst du uns ausschalten, um den Schatz allein zu kassieren. Aber laß dir gesagt sein, dass es das nicht spielt. Du bist im falschen Film, wenn du glaubst ich gebe auf. Sei gewiß, dass ich sehr unangenehm werden kann ...“

„– So wie damals in Cajamarca“, antwortete Enrique mit schneidender Stimme. Eine volle Minute herrschte Schweigen. Enrique hätte sich am liebsten die Zunge abgebissen – aber die Worte waren ihm schon herausgerutscht.

„Was meinst du damit, verfluchte Rothaut“, mengte sich Jimenez ein.

„Nichts Besonderes – aber es gibt ja Gerüchte, dass ihr beide nicht immer gerade zimperlich vorgeht“, versuchte Enrique zu beschwichtigen.

Tom hatte kein Verständnis für die Aufgeregtheit. „Well, es war ein harter Tag heute, wir sind alle ziemlich groggy – lasst uns einen Lagerplatz suchen und abkochen“.

Später, als sie ein Feuer entfacht und ihren Hunger gestillt hatten, meinte Baxter zu Jimenez: „Der Huaquero führt uns absichtlich in die Irre. Sobald wir den Schatz haben, legen wir ihn um, das steht fest“.

„Das hätten wir ohnehin getan, gleichgültig wie er sich jetzt verhält“, erwiderte Juan ironisch.

„Da bin ich mir nicht so sicher. Anfänglich war er mir nämlich gar nicht so unsympathisch. Als er uns in Lima die Maske angeboten hatte, handelte er gar nicht so zäh, wie es diese verd ... Huaqueros sonst stets zu tun pflegten. Aber jetzt hat er mit seiner Aufmüpfigkeit den Stab selbst über sich gebrochen. Was er wohl mit seiner Bemerkung über Cajamatca gemeint hat?“

„Unsere Schlamassel mit den Sanchez-Brüdern und der Polizei wird sich wohl herumgesprochen haben“, meinte Jimenez. „Unser Ruf ist ruiniert – wir müssen schauen, dass wir aus Peru abhauen, bevor der Boden zu heiß wird“.

Später, als Juan längst schon den Schlaf des Ungerechten schlief, sinnierte Tex noch immer herum.

Weshalb tat er sich das alles an? Warum hatte er sich nicht rechtzeitig zur Ruhe gesetzt, als dies in finanzieller Hinsicht noch möglich war? Die Gier, ja es war die Gier, kam er zur Einsicht. Immer mehr und mehr, nie genug.

Wie schön wäre es gewesen, wenn er die Stele der Sanchez-Brüder an einen zahlungskräftigen Sammler verscherbelt hätte. Er könnte jetzt Cocktails in Acapulco schlürfen, eine feurige mexikanische Señorita an seiner Seite, die alles im Bett mit ihm anstellte. Verflucht und zugenäht – und er lag hier im Zelt, blubberte vor Kälte, hatte nichts zu saufen und zu rauchen, und war von lauter verdammten Idioten umgeben.

Wenn man Geld hatte, dann fressen einem die Weiber aus der Hand, spann er seine Gedanken weiter. War der Geldbeutel leer, so wie jetzt, scherte sich kein Aas um ihn. Er fühlte sich uralt, und müde. Die Niederlage von Cajamarca hatte ihn zum alten Mann gemacht. Für den heutigen Gewaltmarsch hatte er seine letzten Reserven mobilisiert. Morgen würde er sich nur mehr am Zahnfleisch weiterbewegen.

Zur gleichen Zeit im anderen Zelt hatten Tom und Enrique ein entscheidendes Gespräch, während Miguel, am Feuer hockend, die erste Wache hielt.

„Baxter ist an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit“, begann Tom. „Du musst morgen das Tempo drosseln“.

„Ja, auch wenn wir morgen nur langsam vorwärtskommen, erreichen wir gegen Mittag unser Ziel“, überraschte Enrique Tom mit dieser Neuigkeit.

„Und dann?“ fragte Tom. Und setzte leidenschaftslos fort: „Du weißt doch was die beiden vorhaben, wenn sie den Schatz gefunden haben?“

„Ja, sie werden trachten, uns auszuschalten. Aber es gibt gar keinen Schatz. Der Traum vom El Dorado wird für Baxter und Jimenez zum Alptraum werden. Die beiden werden für Cajamarca bezahlen. Sie haben meine Brüder betrogen, einen zum Krüppel gemacht. Die Rache ist mein – so steht es schon im alten Testament. Und ich, Enrique Sanchez, der dritte Bruder, werde der Rächer sein ...“

Toms Überraschung konnte nicht größer sein. „Ach das ist es! – ich habe mich in den vergangenen Tagen zunehmend über dein Verhalten gewundert – jetzt habe ich die Erklärung dafür“.

Und dann erzählte Enrique Tom die Geschichte von der Stele, dem Betrug an den Huaqueros und dem Eingreifen der Polizei.

Als Enrique mit seiner Erzählung fertig war, schwieg Tom eine Zeit lang.

„Und weshalb erzählst du mir das alles? Ich bin doch auch ein Gringo. Vielleicht beute ich auch die Huaqueros aus?“

„Weil du zu uns Indios gut bist. Wir sind Menschen für dich. Du hast verhindert, dass Pedro von Jimenez ausgepeitscht wurde. Du gehörst zu uns“, antwortete Enrique. „Und deshalb wirst du morgen nicht das Schicksal der beiden Schurken teilen. Doch schlaf jetzt – morgen ist der Tag der Entscheidung, von dem alles abhängt ...“

„Die Rache ist mein ...“

Ein fahler Morgen graute. Die Sonne tauchte blutrot über dem Tiefland auf, um bald darauf hinter einer Wolkenschicht zu verschwinden. Trotz der frühen Stunde lag eine bleierne Schwüle über den Bergen. Die drückende Atmosphäre entsprach der inneren Verfassung der letzten fünf der Baxter-Expedition.

Denn über Nacht hatte sich die Zahl der Männer halbiert. Die fünf als Träger angeheuerten Indios hatten das Weite gesucht. Den Ausschlag hatte wohl letztlich das rüde Verhalten von Jimenez gegenüber Pedro gegeben. Die Indios hatten auf den ihnen zustehenden Lohn verzichtet und sich durch die Mitnahme verschiedener Gegenstände der Expeditions-Ausrüstung schadlos gehalten. Neben Waffen und Munition fehlten vor allem Konserven. Aber diese konnten nun mangels an Trägern ohnehin nicht mehr mitgenommen werden.

Tom hatte die halbe Nacht nicht einschlafen können. Enriques ‚Enttarnung‘ hatte ihn zu sehr aufgewühlt. Er sah den Indio jetzt mit anderen Augen. Noch war er sich nicht im Klaren, wie er sich verhalten würde, wenn es hart auf hart ging. Viel Zeit verblieb ihm nicht mehr – der heutige Tag musste die Entscheidung bringen. Er fühlte die prüfenden Blicke Enriques und Miguels. Waren sie sich nicht sicher, ob er Baxter warnen würde?

Dieser befand sich in einem miserablen Zustand. Nach seinem gestrigen Zornesausbruch wirkte er apathisch und kraftlos. Doch als sich der Trupp zum Aufbruch rüstete, verkündete Baxter mit schneidender Stimme: „Dies ist mein letzter Tag auf der Suche nach der Chachapoya-Festung. Haben wir sie bis heute

Abend nicht erreicht, so kehren wir um. Alle gemeinsam! Ich habe es satt, mich von dir hinhalten zu lassen“, wandte er sich an Enrique.

„Sie werden zufrieden sein, Señor Baxter“, entgegnete der Huaquero. „Zur Mittagszeit erreichen wir das Hochtal, in welchen sie ihr Eldorado finden werden“.

„Wir hoffen es für dich“, mengte sich Jimenez ein und klopfte auf seine Büchse. „Mr. Baxter lässt sich von dir nicht länger hinhalten. Wir trauen dir nicht mehr. Ich weiß zwar nicht, was du im Schilde führst, aber sei gewiß, dass wir auf der Hut sein werden vor dir und deiner Brut“. Dabei warf er einem giftigen Blick auf Miguel.

Enrique führte sie weglos steil bergauf. Längst hatte der Baumwuchs aufgehört, und auch das Buschwerk war zurückgeblieben. Lediglich Riesenlobelien und ähnlicher Pflanzenwuchs säumte ihre Route. Wäre die Situation nicht so angespannt gewesen – man hätte die spektakuläre Landschaft genießen können. Zur Rechten im Osten erstreckte sich das Amazonas-Tiefland. Stellenweise gaben Lücken in der Wolkendecke den Blick auf weite Waldgebiete frei. Links zog sich ein langgestreckter Bergrücken ausladend nach oben. Der Höhenmesser zeigte 3900 Meter.

Nach stundenlangem Aufstieg wurde der Weg weniger steil, um sich bald danach ganz abzuflachen. Ein enges Hochtal öffnete sich im grellen Licht der Sonne. Sie stand fast im Zenit und warf keine Schatten. Erschöpft und schweißgebadet hielt die kleine Truppe am Taleingang inne. Im Hintergrund des Tales ragte eine Felskanzel empor.

„Wann sind wir endlich da, verdammt, ich gehe keinen Schritt mehr weiter“, keuchte Baxter. Sein Gesicht war blutrot vor Anstrengung. Es war klar, dass er am Ende seiner Kräfte war.

„Wir sind am Ziel, Baxter“, erklärte Enrique leidenschaftslos. „Und unser Empfangskomitee ist auch schon da, falls du es noch nicht bemerkt haben solltest ...“

Und in der Tat: scheinbar aus dem Nichts gekommen, waren aus dem Hintergrund etwa ein Dutzend Indios aufgetaucht. Langsam näherten sie sich den Fünfen.

Die Erscheinung der Wilden war außergewöhnlich. Sie waren klein, kleiner noch als Enrique und Miguel und – bis auf einen Lendenschurz – nackt. In ihren Händen hielten sie kurze Blasrohre. Obwohl sie harmlos wirkten und keine Angriffsabsichten erkennen ließen, machte sich Tom keine Illusionen über ihre Gefährlichkeit.

Zwei der Indios waren zu Tom getreten. Einer betastete seinen Patronengurt, während der Andere Interesse für seine Stiefeln zeigte. Zwei weitere Indios hatten einen der abgestellten Rucksäcke aufgehoben und schickten sich an, ihn wegzutragen.

„Weg da, verdammte Rothaut“, schrie Jimenez. Einer der Indianer wollte dessen Gewehr betrachten, aber der Mexikaner stieß ihn grob zurück.

„Das würde ich an deiner Stelle nicht tun, Chico“, warnte Enrique. „In den Blasrohren befinden sich kurze Pfeile, deren Spitzen mit Gift getränkt sind. Nur

ein kurzer Hauch und der Pfeil steckt in deinem Leib. Ersticken ist kein angenehmer Tod – obwohl du es verdient hättest“.

Jimenez wandte sich erstaunt Enrique zu. Der hatte nun einen ganz anderen Ton angeschlagen.

„Bist du verrückt geworden, verdammter Huaquero“, stieß der Mexikaner grimmig hervor, „wie redest du auf einmal mit mir?“

„So wie es dir gebührt, Gringo“, verkündete Enrique mit lauter Stimme. „Die Lage hat sich geändert. Wir haben zwar unser Ziel erreicht, aber Eldorado könnt ihr euch abschminken. Die einzige Festung, die es hier gibt ist diese Felskanzel. Die Indios nennen sie ‚Yuac-po-sé‘, den Eingang in das Reich der Menschen. Als Menschen bezeichnen sie sich selbst. Für euch aber werden sie aber wohl zu Unmenschen ...“

Baxter und Jimenez erstarrten vor Schreck und waren minutenlang zu keiner Reaktion fähig.

Als erster gewann Baxter seine Fassung wieder. „Wer bist du und wozu das Ganze?“ stammelte er.

„Wenn ich dir einen Namen sage, weißt du auch, wozu ich euch hierhergeführt habe. Ich bin Enrique Sanchez-Romero, der Bruder von Manuel und Pablo, denen du in Cajamarca so übel mitgespielt hast“.

Juan Jimenez entfuhr ein erstickter Schrei. Er schlug die Hände vors Gesicht zusammen, fiel auf die Knie und faselte etwas von Vergebung und Gnade.

Tex Baxter mochte viele schlechte Eigenschaften besitzen. Aber er war nicht feige. „Von euch Untermenschen lasse ich mich nicht ins Boxhorn jagen“, stieß er wütend hervor. „Da habe ich schon ganz andere klein gekriegt!“ Damit hob er sein Gewehr und schlug auf Enrique ein.

Die Indios hoben ihre Blasrohre. Doch Enrique blieb gelassen: „Überleg dir gut, Baxter, was du jetzt tust. Du hast nur zwei Möglichkeiten: entweder du verbringst den Rest deiner Tage als Sklave der Indios oder du stirbst am Gift ihrer Pfeile“.

„Gemacht, amigo“, versuchte Tex Baxter die Initiative zu übernehmen. „Du siehst meine Hand am Abzug. Mit meiner Automatik puste ich nicht nur dir dein Hirn aus dem Schädel sondern erledige auch den Rest des Geschmeiß im nu. Wenn dir dein Leben lieb ist, so sag diesen Kreaturen, dass sie augenblicklich ihre Blasrohre absetzen. Los, übersetze das“.

Enrique sagte einige Worte zu den Indios. Deren Reaktion gestaltete sich allerdings ganz anders, als Tex erwartet hatte.

Einer der Indios hob sein Rohr in Richtung auf Cesar. Obwohl man keinen Pfeil fliegen sah, winselte Baxters Hund kurz auf und fiel zu Boden. Er strampelte mit den Beinen, Schaum trat vor sein Maul, ein paar letzte Zuckungen und Cesar bewegte sich nicht mehr.

„Dein Vieh ist das erste, das gebüßt hat. Wirf dein Gewehr weg und ergib dich, sonst bist du der Nächste“, rief Enrique.

Baxter hob sein Gewehr, zielte auf Enrique und drückte ab. Anstelle eines Schusses ertönte jedoch nur ein metallisches Klicken.

„Verdammt“, schrie Tex, drehte das Gewehr um und versuchte auf Enrique einzudringen.

Doch dieser warf sich geistesgegenwärtig zur Seite. Inzwischen sprangen zwei der Indios mit einer Art Netz herbei, das sie über Baxter warfen. In Windeseile lag dieser wehrlos a Boden und wurde ohne viel Federlesens gefesselt. Jimenez, der Feigling, ergab sich ohne Gegenwehr.

„Ich habe heute Nacht die Magazine und Patronen aus den Waffen der beiden entfernt. Ich wünsche den americano del norte ein langes Leben bei den Indios. Sie sollen merken, was es heißt zu dienen –“

Enrique wechselte mit dem Anführer der Indios nur wenige Worte. Als sich Enrique, Miguel und Tom kurz danach auf den Rückweg aufmachten, bat Baxter Tom noch zu sich.

„Hast du vom Anschlag auf mich gewusst?“ wollte er wissen. Tom erwiderte, dass er erst gestern Nacht von Enriques Identität erfahren hätte und vom Auftauchen der Indios ebenso total überrascht worden war.

Baxter nickte. „Du bist ein braver Junge, Tromba, kein solcher Feigling wie Jimenez. Ich weiß, wann ich verloren habe. Es war die Gier, die verdammte Gier. Es war ein Fehler, die Sanchez-Brüder mit der Stele übervorteilen zu wollen. Ich wollte alles – und bekomme weniger als nichts“.

Was sollte ihm Tom entgegen? Tex sah seiner verdienten Strafe entgegen, aber dennoch tat er Tom leid. Ein Sklavendasein bei den Wilden war sicherlich kein Honiglecken.

„Du schaffst es, Baxter. Du bist stets auf die Butterseite des Lebens gefallen. Vielleicht heiratest du die Häuptlingstochter und wirst noch weißer Mediziner“, versuchte Tom Baxter Trost zuzusprechen.

Baxters Mund verzog sich zu einem leisen Lächeln, das aber eher einer Grimasse glich. Seine Augen drückten Hoffnungslosigkeit aus.

Es bleibt nicht nur viel zu erzählen. Der Rückweg verlief problemlos. Enrique, der möglicherweise fürchtete, dass Tom seine Tat den Behörden melden könnte, schenkte ihm zum Abschied eine kleine, feine ziselierte goldene Schale.

Als er ihn nach der Herkunft der Maske fragte, mit der er die Existenz von Eldorado Baxter gegenüber motiviert hatte, meinte er nur: „Frag nicht, sie stammt aus einem der vielen Museen, ebenso wie deine Schale. Die offiziellen Huaqueros haben sie ausgegraben und ich habe sie von dort weggenommen. Es ist unser Recht, über die Dinge unserer Vorfahren zu verfügen“.

_____ X _____